

Mord.

Von Max Bumbule.

Mer ich so gehen sah, hätte ich für einen bösen Schächer halten müssen, so weit war die Graugang des Haars schon vorgeschritten, so tief gefurcht waren die Züge seines Gesichts, so gebeugt war die Haltung des sonst hohen, fastlichen Mannes, und so elendlich war die Kleidung und das ganze Gebahren. Trotzdem stand er ruhig in der Mitte seines fünften Jahresgehalts. Er war Professor und seit Jahren die rechte Hand des Kronenapothekers in einem arbeitsreichen Stadtwertel. Er galt für einen Sonderling, trug seinen Verstand und hatte sich völlig in seine Odendanteile eingesponnen, in der scheinbar wenig Sonnenstrahlen für sein Gemüth erlitten. Sein Chef jedoch schätzte ihn hoch, nicht nur wegen seiner Tüchtigkeit im Geschäft, sondern auch den Menschen in ihm.

Ja, zugegeben, der Professor war abgewöhnt, verblissen, sogar wortfroh im höchsten Grade. Aber ein goldenes Herz lag in ihm, das heißer und leidenschaftlicher pulste, als Feuerstehende jemals vermuthen konnten. Der Apothekenbesitzer kannte die Geschichte des Mannes und wußte, daß ein herbes Schicksal hier seine verbesserte Wirkung geübt hatte. In ein blühendes, sonniges Dasein war ein flammender Blüthenstraß gefahren, und verjüngt und verdorrt stand nun alles, was sich zu gefegneter Reife entfaltet hätte. Der Professor selbst hätte ihn zu einem Bild in sein Inneres thun lassen, und das hätte beide nur noch näher aneinander geführt. Die Menschen freilich begriffen nicht, wie der Apotheker mit diesem verschlossenen, wunderlichen Menschen auskommen konnte.

Der Gogere theilte seine Tagesstunden zwischen der Officin und seinem Wohnhübschen. Er ging fast nie aus, förmlich hinausgegangen hatte ihn heute der Chef.

„Sie gehen mit jetzt auf ein paar Stündchen spazieren, Herr Braumann; ich wünsche es. Sie werden hier wahrhaftig schon bei lebendigem Leibe zur Mumie, wenn Sie diesen Officin und Dünsten nicht mal den Rücken kehren. Sie sind wohl schon an drei Wochen nicht aus der Bude gekommen. Wer soll denn das aushalten? Das Wetter ist schön; wer weiß, wie schnell es für ein halbes Jahr mit den schönen Tagen vorbei ist. Und zu thun wird's um diese frühen Nachmittagsstunden nicht viel geben. Also... nicht wahr, Sie gehen ein bisschen.“

Da war er gesungen. Die lange Straße hinaus, wo die Häuser immer älter, niedriger und baufälliger werden, mit kleinen Gärten vor den Fenstern. Er atmete orientlich auf. Wie das wohlthat! Mit so herrlicher Spätsommerzeit! Sein melancholisches Weidmüth, mit seinem Treiben zum Freuen und Genießen, und doch dieser kranken Absehung in der Luft... diese Stimmung griff mächtig an sein Herz und brachte längst Vergessenes in seiner Seele zum Erklingen.

Die Natur hatte gut lächeln in ihrer Wehmüth; denn all das Mögliche, was sie jetzt sich anschickte zu begraben — Hand es nicht in neuem Zeug, zu neuer Freude auf? Aber der Zenz feines Glüdes war unvorbedinglich dahin; der kam nicht wieder. Ja, in dem Augenblicke, da er sich am reichsten und glücklichsten wußte, wo der Frühling um ihn und in ihm blühte und sproßte mit seinen tausend Seligkeiten, da suchte der übererliche Strahl, und eine Wülte ward das blühende Gefülde — um eines Weibes willen!

O, wie hatte er sie geliebt, seine blonde, süße, kleine Frau, seinen tangenden, netzlichen Sonnenstrahl, dessen sprudelnder Lebermuth ihm so wohlthatig war. Wie war es nur möglich, daß sie ihn verrathen konnte? War sie nicht sein Alles, sein Abgott? Trug er sie nicht auf Händen? Er war reich zu nennen, nicht allein an Glück, sondern auch an irdischem Gut.

Er besch damals schon, trotz seiner dreißig Jahre, eine gut gehende Apotheke als Eigenthum — in Wiesbaden war es — und so hatte er es ja dazu, seiner Betty die meisten ihrer Wünsche fast ohne Bedenken zu erfüllen. Und doch verließ sie ihn. Einmal sagte sie fort, ohne Abschied, ohne Erklärung. O, jetzt erst gingen ihm die Augen auf — er begriff alles.

Zugleich mit ihr war sein Antimus und Studienfreund, ein Mensch, dem er einmal durch sein hübscheres Eingreifen die Crystalle gerettet hatte, verschwunden. Er hatte sich nach den Universitätsjahren, zumest mit finanzieller Unterstützung Braumanns, für den Bühnenerfolg ausgetrieben und rauschende Erfolge errungen. Vorworts hiess er. Mochte ihm die Treulosigkeit der Frau, die er über Alles geliebt, unglücklich traurig, so erfüllte ihn die Gesinnungslosigkeit des Mannes, der ihm fast alles verbant, mit bitterer Menschenverachtung. Er war zu stolz, nach dem Weibe zu forschen; der Eitel hinderte ihn, sich um Vorworts zu bemühen. Ueberdies war seine Bekanntschaft geknackt, der Lebensmuth dahin. Er ließ alles gehen, was er gehen wollte. Die Apotheke verkaufte er, um nicht länger in Wiesbaden sein zu müssen. Der Verkauf war sein Geschäft für ihn — ihm war alles gleich.

Ein Wanderleben begann für ihn. Er griff bald wieder, bald jenes an — nichts glückte ihm; er war eben nur mit halber Seele dabei. So kam er um sein Vermögen; ein in doppelter Hinsicht armer Mann stand er nun da. Langsam nur erholte er sich wieder von dem Schlage. Mittellos, gebeugt, hing er an, mit seinen Kenntnissen und feiner Arbeitskraft haufen zu geben, bis

ein nothdürftig ausgekittetes Brod in dieser Vorstadt - Apotheke vor Unter ging. Es war ein Schattentreiben, das er jetzt lebte, zehrend von den schmerzlichen Erinnerungen, ohne Gegenwartsfreude und ohne Zukunftshoffnung, das Leben eines verdoorneten, einsamen Sonderlings.

Er war diese würzige, weiche, erschaffende Luft nicht gewöhnt; er fing an, müde zu werden, und kehrte zurück. In den Straßen der Stadt rüsteten schon die Straßen der Dämmerung und wuchsen und redeten sich.

Wenige Schritte vor seiner Apotheke blieb er plötzlich wie gebannt stehen, als tähen seine Augen eine Vision. Ein Weib in verschönerem Raturmuth, rüchlicher fast als die Vermuth dieses armerlichen Betriels, kam aus dem Apothekerbau und hastete in entgegengelegter Richtung die Straße hinauf. Merkwürdig, wie ihn alles an dieser beinahe zerlumpten Frau an Betty erinnerte, Wuchs, Gang, Größe, die Farbe des Haars — lebendvoll stand sie jetzt vor ihm, das schöne, lustige, falsche Weib. Aber es war wohl kein Wunder — allwoher hatten sich seine Gedanken soeben mit ihr beschäftigt — die lächelnde Wehmüth des Spätsommertages war schuld daran.

Kopffüttelnd trat er ein. Eine unmerkliche, nervöse Unruhe hielt ihn ungeduldig, ein dumpfes, vibrierendes Empfinden, über das er sich keine Rechenschaft geben konnte. Betty! Betty! Er sah die Gestalt von draußen vor seinen Augen, und diese Gestalt trug Betty's lindliche Züge.

„Ah, nun ist's doch gut,“ empfing ihn der Chef, „daß Sie kommen, Herr Braumann. Machen Sie sich nur gleich über dieses Rezept dort her; es ist mir lieb, daß ich mein Experiment im Laboratorium nicht zu unterbrechen brauche. Das Rezept hat Eile; ein Menschenleben steht auf dem Spiel, wie es scheint.“

Dem Professor war es lieb, sofort bringende Arbeit zu finden; denn so konnte er wenigstens seine thörichten Gedanken meistern.

Der Chef hatte sich wieder in sein Laboratorium zurückgezogen. Fast recht nahm der Professor das Rezept in die Hand. Einer der tüchtigsten Aerzte des Bezirks hatte es geschrieben. Braumann sah auf den ersten Blick — es war eine Arsen - Mixture, gleichfalls ein Gemischtheil gegen eine gefährliche Krankheit. Es kam alles auf genaue Abwägung der Bestandtheile an; eine Abweichung von den Mischungsverhältnissen konnte den Tod bringen; das kleinste Zuviel von dem furchtbaren Gift m u h t e ihn bringen. Er legte sich zurecht und war wieder ganz bei der Sache, ganz Professor. Er war ruhig geworden in ihm, die bummelnden Gedanken von vorher hatten ihn verlassen.

Da fiel sein Blick ganz zufällig auf die Aufgabsnotiz von der Hand des Arztes. „... für Herrn Concertsänger Bostrovski.“ Sein Gesicht wurde aschfahl, die Augen, hier in den Höhlen, nahmen eine unheimliche Startheit an; ein seltsames Zittern ging durch seinen Körper. Schwelz trat auf seine Stirn, die Pupille schienen zu flodern.

„Sie war's!“

Und er machte sich an die Arbeit, mechanisch, automatisch, fast wie ein Schlafwandler.

Allmählich löste sich dieser lethargische Zustand und ging in eine fieberhafte Aufregung über. Ihre Lichter schloß über die Augen, die Brust arbeitete, die Gedanken in ihm gingen an zu jagen, zu springen, wie eine wildgewordene Schafherde durch einander zu hüpfen. Er sah sich in seiner glücklichen Zeit, er sah den Körper seines Friedens, seines Glüdes, seiner Hoffnungen auf dem Krankenbette, er sah jenes ärmliche Weib, sah Betty aus dem Leben treten und die Straße hinunter eilen — sollte er jetzt dem Mörder seines Lebens den Trank bereiten, der jenseit die Gesundheit wiederbringen konnte?

Jetzt nahm er die Phiole mit dem entsetzlichen Stoffe aus dem Schrank. Seine Knie zitterten, daß er den Behälter schnell auf den Labentisch stellen mußte. Er erhob sich wieder. Sein Gesicht war verzerrt, ein düsterer, wider den Zug lag in dem unruhig flackernden Auge. Die Zähne aufeinander gepreßt, mit einem höhnischen, welterschütternden Lachen um den Mund, vollendete er seine Arbeit.

Eben hatte er das Flüsschen zugefügt und den üblichen Papierstreifen in das bereitete Gefäß, als die Frau von vorn herein eintrat.

Braumann stand hinter dem hohen Schreibtische und starrte mit gläsernen Augen auf das Weib.

„Betty! Betty!“ schrie er in ihm; aber seine Lippen blieben trampfhaft geschlossen.

Ja, er war es in der That; doch sie schaute nicht auf mit ihrem verträumten Gesicht, aus dem eine Welt von Entsetzungen und Leiden anderer Art sprach. Schüchtern sammelte sie einige Worte.

Eine furchtbare, heroische Ruhe war plötzlich über ihn gekommen. Ohne hinter seinen Pult hervorzutreten, schob er ihr die Flasche hin, wortlos, ohne zu zuden, und doch wußte er in diesem Augenblick ganz genau — er wußte, er muß sterben.

Dann beugte er sein Gesicht wieder, scheinbar sehr beschäftigt, über die Gefäßbüchse.

Die Frau fragte bekommen nach dem Preis.

„Häufige Pfennige!“

Sie athmete auf und legte das Geld hin. Offenbar hatte sie gefürchtet, daß man ihr mehr, vielleicht die letzten Groschen abverlangen würde.

Hastig empfahl sie sich.

Mit leuchtender Brust stand der Professor da und starrte ihr nach. Schnell war die Ruhe, über die er sich selber gewundert hatte, verfliegen. Jetzt, jetzt gab es kein Zurück mehr! Das furchtbare Verhängnis ging seinen Gang. Aus ihren Händen wird er jetzt den Todestrank empfangen. Das ist die Rasch! Das ist die Vergeltung!

Da zuckte ein Wort in seinem Geiste empor, an das er bisher noch mit keiner Silbe gedacht. Wie ein großer Blitzstrahl fuhr es durch die Kraft seiner wahnwichtigen Gebanten — Mörder! Mörder!

Braumann strakte zurück, schlug mit den Fäusten gegen die Schläfe, taumelte und sank zu Boden. Und dabei kam ihm noch merkwürdiger Weise der Gedanke ein: Noch ist es ja nicht zu spät! Du mußt nachlaufen; gewiß holst Du sie noch ein!

Dann schloß seine Vorlesungen in eine formlose Masse auseinanderzuschießen, bis sein Bewußtsein völlig erlosch.

Der Chef hatte den Tumult gehört und kam herzugeil.

„Am Gottesdienen, was ist denn passiert?“

Er rüttelte und schüttelte seinen Abtath.

Der Schlag die Augen auf. Sofort war ihm die Situation wieder klar.

„Gott!“ schrie er. „Bist du nicht wahrerherziger Gott... schnell, schnell, ehe es zu spät ist!“ Und mißsam es hoch er sich, um leuchtend auf einen Stuhl zu sinken.

„Gott!“ schrie der Apotheker. „Der Frau doch nicht etwa?“

Braumann nicht und deutete auf das Rezept.

Im nächsten Augenblick war der resolute Chef aus dem Laden, um bei dem Arzte die Adresse des Patienten zu erfahren.

Braumann sah sich mit müdem, fast irrem Lächeln an.

Er war allein. O, er wußte, jener kam zu spät. Ein Mörder war er! Ein einziger Augenblick hatte ihn zum Mörder gemacht. Es war nicht mehr zu ändern. Apthisch wie einer, der sich in das Unabänderliche geschickt hat, trat er zum Giffisbrant. Ein müdes Lächeln lag um seine Züge. Was soll's noch? So oder so... was verlor er denn? Er schüttelte einige weiße Krystalle in die flache Hand und verschluckte sie. Dann ging er in das Linterbüchsen und legte sich auf das Bett. Wenige Augenblicke darauf stellte sich der Todeskampf ein. Es ging schnell. Als der Chef zurückkehrte, fand er seinen Professor als Leiche vor.

Der Gang war umsonst gewesen. Er kam zu spät, wie Braumann vorausgesehen hatte. Zu spät, dort wie hier. Erschüttert stand der Mann und konnte den Zusammenhang nicht begreifen.

Er war doch sonst ein so vorrichtiger Mensch! Daß ihm das auch passieren mußte! Ja, er. Und die Zeitungen berichteten anderen Tages von dem verhängnisvollen Verbrechen eines Apothekers, der zwei Menschenleben zum Opfer gefordert. Niemand ahnte, welche Tragödie sich da abgespielt hatte.

Holländische Frauen.

Von Dr. Josef Wle.

Holländische Frauenlichkeit ist ein Begriff, bei dem man nicht an hintergedachte Gluth und toletere Grazie denken darf. Wenigstens im Allgemeinen nicht — wenigstens im Lande der Deiche, Dämme und Kanäle nicht an Frauen feil, deren blickende Zähne, feurige Augen und traugelocktes Haar mancher Südländerin erfolgreich Konkurrenz machen könnten. Aber frisch und „mollig“ sind sie fast durchweg. Sie zeichnen sich aus durch eine ganz klare, silberweiße, zarten Teint — Kenner der Frauenhöflichkeit (schreiben ihn dem feuchten Klima zu — und pfirsichrothe Lippen, keines schlichteste Haar, scharfgezeichnete Augenbrauen, blaue Augen, lange Wimpern und einen fastlichen Wuchs. Zumal die Freileuten sind von wahrhaft jüngerlichem Wuchs und angenehmer Gesichtsbildung.

Wielach tragen noch heute die Frauen in Städten und auf dem Lande den nationalen Kopfschmud — Goldbriese als eine Art von Diadem, das die Germanen der Würde des Weibes zuerkennen. Die verschiedenen Arten des Kopfschmuds sind auch die unterschiedlichen Merkmale für die Bewohner der einzelnen Provinzen; in Nordholland sind die Goldbriese länglich und hoch; in Groningen laufen sie in der Form einer Blume oder einer Rose mit Blumen aus, in Oberseil in einer spiralförmig gebundenen Regel, in Friesland in eine mit Zierathen verzierte Art von Knopf. Ganz besonders zeichnen sich die Freileuten und Nordholländerinnen durch ihren Kopfschmud aus. Letztere tragen eine Art Kapuze aus feinem, weichen, durchsichtigem Flor, reich mit Spitzen besetzt und bis auf den Nacken hinaufhängend. Duer über die Stirn geht eine ungefähr zwei Finger breite goldene Spange, mit Perlen und edlem Gestein besetzt. Dieses Stirnband endigt an den beiden Augenwinkeln und schließt in eine ovale, glatte, nach außen gebogene Naale. Die Haare sind ganz von der Kapuze bedekt, und nur zu beiden Seiten an der Stirn oder der Spange quillt ein Büschel Haare in Form einer Locke, sogenannter Schmede, neugierig hervor, an welche die Kapuze mit ein paar großen goldenen Balle befestigt ist. In den Orläppchen sind goldene Dregbänge von beträchtlicher Größe, mit edlen Steinen besetzt. So ein Kopfschmud verleiht noch ungemüth, und selbst unter ärmlichen Verhältnissen ist er meist von purem Golde. Als Familienhiels vererbt er sich von Geschlecht zu Geschlecht. — Der originale Kopfschmud der Freileuten besteht aus dem „Dreiriger“ — zwei breiten goldenen Bändern, die von beiden Schläfen über den Hinterkopf laufen und eine schwarze

seidene Wülze bedecken, unter der das Kopfschmud ganz verborgen ist. Ueber diesen Goldplatten tragen die Freileuten noch eine kleine feine durchsichtige Kapuze von Gaze oder feinen, lockbaren, weichen Spitzen, und reiche Falten wirkt das niedliche Häubchen rüchlicher als den jüngerlichen Nacken. An den beiden Schläfen in der Gegend der Augengewinkel befindet sich je eine Weiße mit einem Nadel, beide mit Juwelen und Diamanten besetzt. Ein solchbares Fingerringe und eine goldene Kette verwickelnd den Schmud der Freileuten. So ein Kopfschmud („Hooftdek“) gewöhnlicher Art kommt nicht unter 1000 Gulden zu stehen. Meistentheils tragen angesehenere Frauen einen Kopfschmud von mehreren tausend Gulden Werth, und einer von 15,000 Gulden soll nicht der theuerste sein.

Gar der junge Niederländer irgend einer Schönen so tief in die Augen gesehen, daß er sie zu seiner Frau zu machen entschlossen ist, so bittet er bei den Eltern des Mädchens um Zutritt in's Haus — „accis dragen“. Wird dies genehmigt, dann gelten sie als Braut und Bräutigam, sie sind „gingagere“. Die Gläubiger pflegen ihren Verlobten feidene Strumpfbänder, auf denen allerlei sinnige Sprüche zu lesen sind, zum Geschenk zu machen. Auch die sogenannten Heirathsknoten sind im Gebrauch. Der Verlobte knüpft eine Silbermünze in ein Taschentuch ein und überreicht es dem geliebten Gegenstande. Knüpft das Mädchen den Knoten im Taschentuch zu, so willigt sie ein, seine Frau zu werden. In Friesland spielt der eben erwähnte Kopfschmud eine wichtige Rolle bei der Brautwerbung. Die feurigen Köpfer des Südens die Blumen zu schmeichelnden Dolmetscherinnen ihrer gärtlichen Gefühle machen, so reden die tüchtigen Freileuten durch das tolle Metall ihres Stirnbandes. Wenn nämlich nach dem Erscheinen eines Freiers in einem Hause das Mädrchen seiner Wünsche sich zurüchsigt und dann wieder mit ihrem Diadem erscheint, fragend wie der junge Tag, so heißt das auf freischick: der Bräutigam wird angenommen. Bleibt sie aber feil vor ihm sitzen ohne diesen goldenen Schmud, so bedeutet das einen freischickten Korb. Der Kopfschmud ist also das Zifferblatt, worauf der Freier die Stunde seines Glüdes oder Mißgeschickes abliest. Noch origineller ist die Sitte, wie in manchen Gegenden Hollands Frauen um einen Mann freien, wird nämlich eine Bäuerin Witwe, so heirathet sie gewöhnlich ihren Oberst, wenn nicht zu große Altersunterschiede vorhanden sind. An dem Tage nun, wo die Diensthofen abgeholt werden, ruft die Bäuerin den fraglichen Knecht bei Seite und giebt ihm seinen Lohn. Der Knecht weigert sich, ihn anzunehmen, sie will ihn ihm aufdrängen, läßt es aber zuletzt bei seiner Weigerung bewenden, und der Knecht anwirmt zum Herrn. Besteht sie in diesem durchaus auf der Annahme des Lohnes, so ist das ein verblühter Korb, und der Knecht verläßt das Haus und den Dienet.

Wohl Tage vor der Hochzeit ist „seittatitae“, und alle Wasen und Gebatens erscheinen im Hause der Braut, um ihre Glückwünsche zu überbringen. Statt der Einladungskarten werden die „Bruidplanen“ (eine Art witziger Wein) und der „Bruidbiter“ (verschiedenerlei Zudeckgebäck) in hübsch verzierten Büten untergebracht. Wenn der Ehevertrag vor der bürgerlichen Obrigkeit abgeschlossen ist, so ist die Ehe gesehlich vollzogen, es folgt ihr in den meisten Fällen die kirchliche Trauung. Natürlich bilden auch die Hochzeitsmünze, bei denen viel und gut gegessen und noch mehr getrunken wird, den Abschluß der im leiblichen Recht profanisch vor sich gehenden Feier.

Recht häufig kommen in Holland die „Ehen über den Handfchuh“, vor. Ist J. ein junger Mann als Bräutigam nach Ostindien gegangen und hat er sich dort eine Stellung errungen, die es ihm erlaubt, einen eigenen Hausstand zu begründen, so theilt er letzteres seiner Braut mit der Bitte mit, sich mit einem seiner Freunde „über den Handfchuh“ trauen zu lassen. Dieser geht, natürlich im Einklang mit dem Braut, den Hochzeitsgast, holt diese am Tage der Trauung ab, geleitet sie auf's Rathhaus, legitimirt sich daselbst mit seiner Vollmacht als „Bräutigamsverweiser“, unterzeichnet hierauf mit der Braut den Heirathskontant, und mit dem letzten Hebrüchlich ist der Bräutigam in Batavia mit seiner Braut in Holland verheirathet. Die Neuwärthe tritt dann, natürlich sobald als möglich, die Hochzeitsreise an. Ist sie an ihrem Bestimmungsorte angekommen, dann holt der junge Ehemann sie vom Schiffe ab, führt sie aber nicht gleich in seinen eigenen Venaten zu, sondern in eine befremdete Familie, als wäre sie noch eine Braut. Da wird dann ein feines Tages das, was an Polterabend und sonstigen Festen veräuert werden mußte, gründlich nachgeholt, bis nach drei oder vier Tagen die Ehe durch kirchliche Einsegnung nun in „optima forma“ geschlossen wird.

Ittelstuch ist dem Holländer fremd; auch werden die Frauen niemals mit dem Titel ihres Mannes anredet, sondern ähnlich dem französischen „Madame“ einfach „Medroum“ genannt. Allerdings wird diese Bezeichnung nur denjenigen Frauen beigelegt, die den höheren Gesellschaftskreisen angehören. Daneben besteht noch eine zweite Bezeichnung der verheiratheten Frau, die dazu dient, eine geringere Gesellschaftsklasse anzudeuten. Es ist dies der Ausdruck „Juffrouw“, der auch den untergeordneten Damen der höheren Stände zukommt, zugleich aber den verheiratheten Frauen aus dem Handwerkerstande, dem kleinen Labengeldschäuf u. s. w. zur Bezeichnung dient. Der Weib hat wieder andere

Arbeitsformen. Eine untergeordnete Ubelige, Barouin oder Freistädlerin wird „Freule“ oder „Mejontrouwe“ genannt, eine verheirathete Ubelige aber „Brouwe“ (Fraue), welches wobei bemerkt, werden deren Brüder und Gatten „Jonker“ (Zunter) statt des einfachen „Manneer“ titulirt.

Das Leben der holländischen Frauen vollzieht sich fast ganz in der Hauslichkeit. Bei den Holländerinnen ist es Gebrauch, daß stets, von einigen seltenen Fällen abgesehen, nur eine einzige Familie ein Haus bewohnt. Wenn die Häuser der Holländer bei dem mangelnden architektonischen Sinne des Volkes äußerlich vielfach nüchtern und stilles ercheinen, so erfreut das Innere uns durch die ja sprichwörtlich geordnete Sauberkeit und Ordnung, den behaglichen Komfort, die Wohlthätigkeit und Behaglichkeit der Einrichtung. Die Reinlichkeit hat viel zur Entfaltung des Familienlebens in Holland beigetragen, sie erstreckt sich in die geachteten Grabe auch auf die Viehhälle. Mittwochs, Freitag und Samstag ist „Schoonmaking“. An diesen Tagen gehört die Straße den Mägden. Das ganze Haus, innen und außen, und alle Hausgeräte werden mit wolleuen Tüchern, mit Bürsten und Besen besäubert. Die Wasserreier fliegen, Handspigen bombardiren das Haus von der Straße aus, und in den oberen Stockwerken stehen die Mädchen auf den Fensterbänken und übergießen die Wände und Fenster mit wasserhaltigen Strahlwasser, wie bei einer Feuerbrunst. Ueberdies ist diese holländische Reinlichkeit zum großen Theile in den geographischen und klimatischen Verhältnissen des Landes begründet. Das Metall beschlägt oder oxydirt fast jeden Tag. Das Haus muß mit edlen Metallarbeiten angestrichen werden, um der feuchten Luft widerstehen zu können, und so ist es zu erklären, daß gegen die Klüfte hin auch das Waschen und Scheuern zukommt.

Die außerordentliche Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit der holländischen Diensthofen, deren jede angesehenere Familie mehrere hat, ermöglicht es der Hausfrau, mehr wie bei uns zu repräsentieren und zu empfangen. Dazu kommt, daß im holländischen Haushalt Alles bis auf's Kleinste geordnet und geregelt ist und die altere Wohlhabenheit es gestattet, die landbesüßliche Haushaltung durchzuführen. Wenn nur auch die holländische Hausfrau in der Küche nicht die Hausfrau selbst anlegt, so überläßt sie doch streng den Geschäftsführer der Köchin und der „Wertmeis“, der die Reinhaltung des Hauses und die Bedienung bei Tische zuhält. Auch in kleineren Familien, in denen keine Köchin alle Einkäufe für die Küche macht, besorgt nicht die Hausfrau, sondern der Mann das Geschäft des Einkaufens. Während für die Küche die holländische meist Nebenfache ist, widmet sie sich aber selbst in den höheren Ständen mit besonderer Sorgfalt und gründlicher Kenntniss der Behandlung der Wäsche.

Bergnügungen außer dem Hause, wie der Besuch des Theater, der Concerte sind in Holland ein Privileg der schon besonders Begüterten. Keine Hausfrau in Holland wird, um sich solche Kunstgenüsse zu ermöglichen, etwas von den unumgänglichen Comfort im Hause opfern. Das Theater ist dort daher auch niemals zu einem Gemeingut fast sämtlicher Gesellschaftsklassen geworden; es gehört dort nicht zu jenen Genüssen, die allmählich zu wirklichen Bedürfnissen werden.

Demgegenüber theilt sich die holländische Frau, die ihrer ganzen Erziehung nach tief und geistig hat, mußiger und malt, an allen Gesprächen der Männer theilnehmend, aber mit klugem Erfassen und entscheidender Parteinahme und fesselt so den Mann, dessen Interesse sie zu theilen versteht, an's Haus. Dieses ist in Holland dann den Frauen zumeist ein Tempel des Familienglüdes, ein Herz, ein Altar der Gattenliebe.

Ihr einziges Glück.

Von W. Müller.

Wohl draußen, wo die Weltkugel allmählich zu Ende geht, steht abwärts der Straße ein einfaches Haus. Hoch ragt das Gebäude empor in den firmamenten Glanz des sonnigen Julimorgens. Auf den ballontartigen Holzgipfeln der Klüfte hängt schlängelnd feuchte Wäsche.

Dreben im vierten Stode des Hauses in einem jenenburchschlungenen Zimmer mit heller, schlichter Tapete steht an einem großen Tische eine Frau und bügelt.

Die Hitze des Tages und die Gluth des Herdes beim Herausholen der Stühle haben das Antlitz des jungen Weibes geröthet.

Sinnend blickt sie zuweilen von der Arbeit empor.

Zwischen den beiden offenen Fenstern, dem Tisch gerade gegenüber, schmüdt die schmale Wand das Bild eines Mannes. Das war ihr Gatte. Sie war eine Hebrüderstochter. Eine Weile weit draußen vor der Weltkugel liegt ihr Heimathdorf, vor dem Dorfe unten im Wiesenthal die Rathenmühle, ein von Touristen viel besuchtes Sommerrestaurant. Dort hatte sie ihren ersten gelernt. Er war ein bleicher, stiller, brauer Mensch, der Vorsteher des Bureaus eines Rechtsanwalts. O, jene seltsamen Sonntagsnachmittage bis im Folge am Mühlenbache der Abendwind sang und die Wipfel der Erle zu träumen begannen.

Dann hatte sie geheirathet. Zwei fröhliche, heisterliche Jahre, da nahm im dritten ein rauher Märztag den immer brüchtranken Mann hinweg.

Run blühen schon am fünften

Male die Sommerrosen auf seinem Grabe, und nur er war ihr geliebter, ihr Sohn, ihr Klaus, ihr einziges Glück.

Wo nur der Junge sich herumtreiben mag? Längst sind die Schulstunden vorbei.

Sie tritt an den Herd, öffnet die Klappe des Blätterfens, nimmt den erlachten Stahl heraus und greift mit der Zange den neuen glühenden Bolzen aus dem Feuer.

Ja, die Arbeit, sie ward ihr eine mächtige Trösterin und sie gab ihr Brod.

In der Etage unter ihr schlägt eine Uhr.

Schon halb zwölf. Wo heute das Kind bleibt? Gewiß verweilt er wieder im Grünen, in den Anlagen, er hat dieselbe Freude an der Natur wie sie, und es ist ein so prächtiger Julimorgen.

Da schlägt plötzlich mit wüthendem Klaffen vorn im Garten der Spig an, fragende Stimmen werden laut, Tritte erschallen auf der Treppe.

In ohnungsvoller Rangigkeit steht die Witwe wie erstarrt. Das Eisen verfenkt unter dem trampfhaften Druck ihrer Hände die gelbe Wügeldecke.

Draußen sagt Jemand leise: „Hier!“

„Es klopft.“ Die Thüre öffnet sich, herein kommen drei Personen, ein Herr und zwei Frauen.

In den Armen des hintersten, stattlichen Weibes ruht ihr siebenjähriger Junge, ihr Klaus.

Der Herr nähert sich ihr und spricht freundlich: „Liebe Frau, lassen Sie sich, es ist nichts. Ihr Kind wurde von einem Motorwagen erfasst, die Schutzvorrichtung schiederte es jedoch zur Seite. Nur der linke Arm ist verletzt. Ich bin Arzt, wie gleich zur Stelle und habe ihm sofort den notwendigen Verband angelegt. Es ist nichts.“

„Mama, es thut ja gar nicht weh!“ ruft jetzt der Knabe, den der stumme Schreden seiner geliebten Mutter besänglicht.

Da löst sich die Erleichterung. Ungeduldig reißt sie das Kind aus den Armen der Trägerin und schluchzt: „Mein Klaus, mein Sohn, mein einziges Glück!“

Das andere Weib tritt an den Tisch, hebt das Blätterfenster von der Decke, auf welcher ein brauner, feiltartiger Flecken sichtbar wird, und stellt es auf die Platte des Herdes.

Sie murmelt mechanisch einige Worte des Dankes.

Dann verlassen die drei Personen das Zimmer.

Im Wege bemerkt der Arzt nochmals: „Es ist durchaus nicht schlimm, nur bewegungslos Ruhe ist hier erforderlich, ich sehe morgen wieder einmal nach.“

Nun liegt in der Nebenstube in den weichen Kissen des blüthenweißen Bettes der Knabe.

Lopfer blickt er mit seinen klaren, blauen Augen zu der noch immer saszungslosen Mutter empor, drückt seine Wangen an ihre Hand und sagt trüblich: „Mutter, es thut wirklich gar nicht weh!“ und doch ercheint ihm das verletzte Glied schmerz wie ein Berg und die an der sonnenüberstrahlten Wand ihm gegenüber lummend hin und her fliegende blaue Schmetterfliege groß wie ein Fiebermorus.

Die Witwe aber beugt sich tief auf das beherzte Kerlchen, küßt es auf die fieberheißte Stirn und schluchzt: „Mein Klaus, mein Kind, mein einziges Glück!“

Moderne Spitzen.

Die Auswahl in modernen Spitzen ist unendlich reichhaltig. Die verschiedensten Genres finden sich in den Musterbüchern unserer Modemagazine friedlich gefügt. In den Streifen, wo das Weib seine Rolle spielt, giebt man die sogenannten „echten Spitzen“ allen anderen vor, und es sind hierin wieder die venetianischen, die in der Genua der Mode oben stehen. „Points de Venise“, was unter dieser Beziehung heute in den Handel kommt, hat mit der Stadt an der Adria nichts mehr gemein, wie den Namen. Es ist fast durchweg deutsches Fabrikat und wird in der Heimath der deutschen Spitzenindustrie, in Schlesien, speziell in Hirschberg und Umgegend, gefertigt.

Die Nachahmungen stehen jedoch den alten Originalen nicht nach. All die Motive, die von den funkturbühnigen Zeichnern der Dogenstadt schon vor Jahrhunderten ausgeführt wurden, kehren in den neuen Erzeugnissen ein fröhliches Aufersuchen. Da finden wir die wunderbare venetianische „Reliefspitze“ wieder. Auf den ersten Anblick scheint ihr Muster ein unentwirrbares Chaos von Blättern, Blüten und Stengeln; sieht man genau hin, so zeigt sich ein entzückend verästeltes Ornament. Unzählige winzige Blüten und a jour gearbeitete Stellen schmücken das Innere des zarten Geranks, dessen Wänder sich kunstfertig in einer oder mehreren Abstützungen erheben und mit kleinen Vicos der Dornen besetzt sind. Die eigentliche „Point de Venise“ wird, alten Mustern folgend, bald wie ein unregelmäßiges Fadengeflecht ohne Fond gearbeitet und erinnert so an Klöppelspigen, bald weist sie einen ungemüthigen arten Randauf auf, der mit ästhetischen Blüthen, aber auch mit Wägen, Schmetterlingen oder kleinen Figuren besetzt ist. Alle venetianischen Spitzen sind Nadelarbeit.

Spanische Spitzen werden wenig oder gar nicht mehr getragen, nur in Fichus und Kopfschürzen findet man sie noch, dafür erfreuen sich Valencienens, Atonon und Chantilly wieder besonderer Gunst.

Die Valencienne wird auf dem Klöppelstein, dem „Cousin“, gearbeitet, und zwar Grund und Zeichnung mit bemessenen Fäden. Ihre Herstellung ist unendlich mühsam. Die Vollendung weniger Zoll erfordert Tage und Wochen.

Die Atononspitze ist von wunderbarer Feinheit; theilweise ohne Nagrund (roseau) gearbeitet, scheint sie überhaupt nur aus einem Gevort zarterster Ranken zu bestehen.

Fadenwerke, nur mit winzigen Vicos besetzte Sege halten die Blumen und Blätter zusammen. Die moderne Industrie versteht es vortreflich, auch in Atonon die antiken Muster nachzubilden. Wir finden in den Imitationen sowohl den einfach edlen Stil des achtzehnten Jahrhunderts wieder mit seinen Vorbildern und seinen Streublumen, wie die Figuren und Thiere der ältesten Epoche (siebzehntes Jahrhundert) und die den Faden durchschwebenden Bienen der Napoleonischen Zeit.

Das Produkt Chantillys, die Liebhaberspiele der unglücklichen Königin Marie Antoinette, wird vorzugsweise in Schwarz getragen.

Neben den französischen Spitzen genessen die Brüsseler „Kanten“ die besondere Guld der Modemoden. Die Fabrikate der niederländischen Hauptstädte zeigen sich sowohl als Nadel- wie als Klöppelarbeit, vereinen aber oft auch beide Techniken in einem Muster. Als ihr modernstes Genre gelten die „Points gaze“, so genannt, weil bei der Hand gearbeitete Tüllrand einer hauchartig feinen Gaze gleicht.

Weniger kostspielig ist die „point round“, bei der die Nadel- und Klöppelarbeiten auf Maschinenstil appliziert werden. Bei der alten Brüsseler „Kant“ werden Fond und Ornament aus bemessenen Fäden angefertigt, heute beruht die Applikation vor. Mit ihr verbindet sich eine Arbeitsmethode, die jeder Arbeiter ihre eigenen Verrichtungen anweist. Fertigen die einen, die „Pointeuse“, nur „fleurs brodes“, so sind diese Blumen für die Nadelspitze, so sind das Fach der andern, der „Blatteuse“, die „fleurs plates“ für Klöppelarbeiten. Die „brocheuses“ liefern die verschiedensten Requirés, die „stricuse“ näht die Ornamente auf den Fond, während die „attacheuse“ die einzelnen Theile miteinander verbindet.

Auch die meisten Brüsseler Spitzen sind größtentheils deutsches Fabrikat. Hirschberg und seine Nachbarorte liefern prächtige „points gaze“ und „points ronds“, die von den echten niederländischen kaum zu unterscheiden sind.

Kommen die theuren, „echten Spitzen“ nur für wohlhabende Leute in Betracht, so haben die minderwertigen einen billigen Ersatz in den „Machspitzen“, die in ihren besseren Exemplaren den mit der Hand gearbeiteten an Grazie und Eleganz nur wenig nachstehen und auch in Zeichnung und Ornament zum größten Theil die echte Spitze kopieren.

— Zweifel. Freund (zum Kaufmann): „Nimm Lohy als Procurator, der ist tüchtig und geschickt!“ Kaufmann: „Wie heißt, wie kann er sein? ein geschickter Mensch, wenn er schon aus dreimal verheirathet ist!“

— Stumm wie ein Fische. — „Glaubst Du, daß ich ein Bettweib werden kann?“ — Er (zögernd): „Offen gesprochen — nein.“ — Sie: „Sich liebendwürdig! Aber ich traug' meinen vorjährigen Hut neugarnirt schon beinahe acht Wochen und hab' es bis jetzt noch keiner Menschenseele erzählt.“